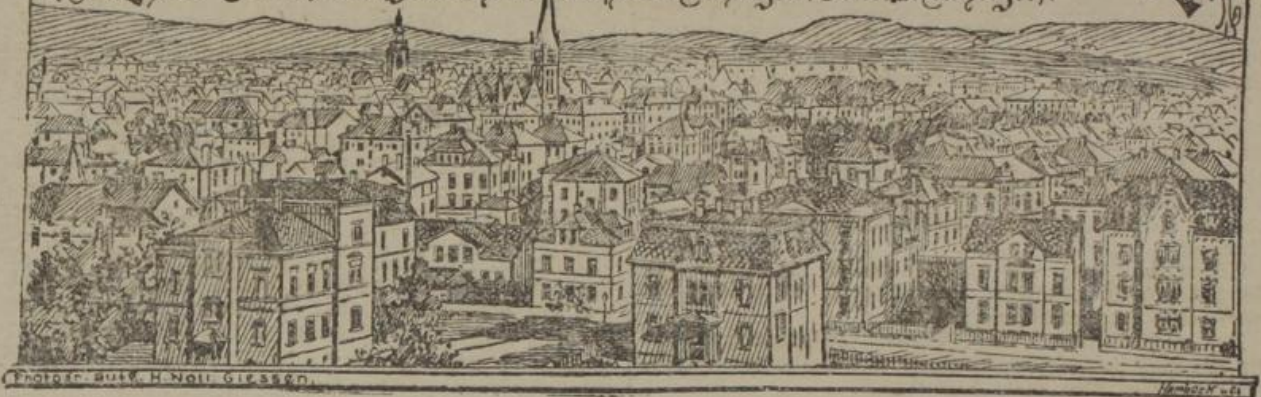


Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die arme Prinzessin.

Roman von* Fedor von Bobeltz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Er schaute aufmerksam in das sinnende Gesicht Volkos. Der antwortete nicht; er stand hinter einer noch wohlhaltenen spitzwinkligen Mauerwehr und nickte nur stumm. Velten trat näher an ihn heran und legte seine Hand auf den Arm des Fürsten. „Ich will noch ein paar Worte sagen; es trifft sich gut, daß wir gerade zu zweit sind. Ging es bergab mit den Gotterneggs, so war die Schuld die Aufgabe ihrer persönlichen Freiheit. Als sie hierher kamen und dies feste Schloß bauten, waren sie Herren. Sie gehörten zu jenen stolzen Feudalen, in denen das Naturgesetz der gottähnlich geschaffenen Persönlichkeit noch mit so elementarer Kraft lebte, daß sie zum Herrschen geboren schienen. Die siegende Kraft dieser reinen Persönlichkeit hatte ihren Voreltern die in Sachinteressen erstickende römische Welt unterworfen, sie siegte auch über die Slawen. Sie teilte sich ihnen mit, und verschmolz sich der alte deutsche Adel so ganz mit dem slawischen, daß wir heute in vielen Fällen kaum noch nachweisen können, ob germanischer, ob wendischer Extraktion, so lag dies sicher an der sittlichen Kraft ihres persönlichen Ehrbegriffs, den sie aus ihren Wäldern auf ihre ersten Burgen zu retten verstanden, und der eine stärkere Macht war als das Kreuz und eine wirkungsvollere als das Geld. Er wurde das Ferment, das den Adel zu einem Stand abschloß, der dem Vaterland vielhundertmal mehr gedient hat als der Mammon der Bourgeoisie. Lächeln Sie, Durchlaucht, ich weiß, was Sie denken. Sie denken: das sagt der, der seinen Adel hinwarf wie einen abgetragenen Rock, und der sagt das, der aus seiner freiheitlichen Weltanschauung niemals ein Hehl gemacht hat. Aber, Durchlaucht, im alten Adel steckte weit eher ein demokratischer Zug als ein im modernen Sinne aristokratischer, und eine der besten Wahrheiten meines geliebten Fontane ist die Behauptung, daß der echte Junter immer liberal in seinem Empfinden ist — nein, nicht ist, sondern war, denn der echte Junter ist ausgestorben. Seine eigenen Fürsten haben ihm das Grab gegraben. Sie entzogen ihm der Scholle, in der seine Stärke Wurzel schlug, sie trieben ihn in den Materialismus hinein; an die Stelle des Feudalen setzten sie den Konservatismus, den Herren machten sie zum betretenen Lakaien, den Junter zum gouvernementalen Regierungsrat. Früher hielt unser Adel den Kopf hoch, jetzt krümmt er den Buckel, früher war er der Freie, jetzt ist er ein Knecht. So zogen sie auch die Gotterneggs hinab; die waren allezeit treue Vasallen ihrer Könige, aber sie blieben doch in ihrer Freiheit. Noch bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein war ihre Burg ihr Leben; hier saßen sie und saßen fest. Dann kam die Hofsingszeit; man teilte sich; man zog zum Kaiser nach Wien, man zog

zum Kurfürsten nach Cölln an der Spree. Was der Ernteschnitt brachte und Wald und Wiese und Mühle, das blieb draußen hängen, und draußen die Pracht sollte auch ihren Abglanz finden daheim. Die Burg wurde zum Schloß, man hielt selber Hof; Verwalter wurden eingesetzt, die Einkünfte sollten vermehrt werden, die Leibjuden kamen. Da ging der Adel dahin und es blieb nur noch der glänzende Aristokrat. Und was als Rest verblieb, Durchlaucht wissen es: die Notwendigkeit einer reichen Heirat.“

Valko fuhr heftig auf. „Herr Velten,“ rief er, „ich bitte...“ Sein Auge blinnte, er biß sich auf die Lippen, und plötzlich lächelte er wieder. Er hatte mit der Rechten in den Schleusenstrauch gegriffen, der an der Mauer wuchs, und sich die Hand gerührt. Er saugte das Blut mit den Lippen auf und wehrte Velten ab, der ihm ein Taschentuch um die kleine Wunde binden wollte. „Lassen Sie — ich danke... Sie haben recht: das verbleibt... Aber Ihr Gedankengang trifft dennoch nicht das Rechte... Warum versuchen Sie nicht den Fürstentitel für Ihren Liebsten zu retten? Warum stimmten Sie ohne weiteres meinem Vorschlage zu?“

„Ach, Durchlaucht, was fragen Sie noch? Es geschah zu Ihrem Besten und auch zu Josfs. Forchten Sie nicht erst und seien Sie froh, daß keine weiteren Äquaten da sind, die Ihnen die Heirat erschweren. Ich bin kein Tor, ich klage nicht darüber, daß die Gotterneggs ihre Kassereneinheit verlieren. Als nach dem Wiener Kongreß sich die armen Adligen zu einer „Adelskette“ zusammenschlossen, um die Verbindung mit „wohlhabenden Töchtern des höheren Bürgerstandes“ als ein Gefäß der Klugheit zu vertheidigen, folgten sie nur der Vernunft. Warum nicht? Es sprachen die gleichen Vernunftgründe mit, die mich veranlaßten, meinen Adel abzulegen; ich freilich...“ er stochte, stieß mit der Stiefelspitze ein Steinchen fort und fügte dann schnell hinzu: „das ist persönliches Empfinden, ist Sentiment — ich würde die Titellosigkeit der Infusion aus einer Goldader vorziehen. Nein, Durchlaucht, fahren Sie nicht wieder auf! Es sollte keine Bissigkeit sein. Man sagt, das Herz habe bei Ihnen gesprochen, oder vielleicht unterstützte es die Vernunft. Es steht mir nicht an, darüber zu rechten. Ich bleibe beim Faktum. Und da wiederhole ich meinen Rat: schlagen Sie Ihr Standquartier in Gotternegg auf, werden Sie wieder der Landedelman, der der Vorfahr war... Ich träume zuweilen, ich male mir Zukunftsbilder. Der Landbesitz ist die ökonomische Basis unfreies Adels. Aber Macht und Unabhängigkeit ist heute nicht mehr allein im Besitz gegeben; sie liegt auch in der Geistesbildung. Ich hoffe, Josef wird ein tüchtiger Gelehrter werden. Dann kann eine neue Blüte über die Gotterneggs kommen... Sie werden mich verstehen, Durchlaucht...“

Valko nickte wieder. Er war unmutig geworden. Er fand, daß Velten die Vertraulichkeit zu weit trieb. Aber immerhin: er wollte nicht zürnen; Velten hatte die Entscheidung herbeigeführt, er war ihm zu Dank verpflichtet.

„Gewiß verstehe ich Sie,“ antwortete er; „ginge es allein nach mir, dann wäre mein Entschluß gefaßt. Aber ich denke, auch meine Braut wird einverstanden sein. Wo sind die Kinder? Wir wollen uns auf den Heimweg machen; ich lade Sie am Fuß des Berges ab und will dann noch nach dem Rentamt fahren...“

Man hörte das Joho Annemaries hoch in der Luft. Belten stieß einen leisen Schreckensruf aus: er sah die Prinzessin oben auf der Mauer des Turms und neben ihr Jost. Jost winkte mit seinem Taschentuch. „Bin ich ein Schwächling, Belten?“ rief er lachend herab; „ich fühle keinen Schwindel, ich bin wie eine Gemse geklettert. Volko, komm herauf zu uns — hier ist die Aussicht herrlich...“

Der Fürst wettete. Er schimpfte: immer sei Annemarie die Anführerin bei allen Dummheiten. „Schert euch herunter!“ schrie er. Aber das war nicht so leicht. Brüchig gewordene Steine lösten sich und polkerten in die Tiefe; die schmale, halb verfallene Holzleiter, die im Innern des Burgfrieds an der Wand lehnte, zitterte unter jedem Tritt der Kinder.

Belten war froh, als er Jost wieder neben sich sah. „Sie haben mich erschreckt, Prinz,“ sagte er leise; „Sie müssen nicht so unverständlich sein...“

Jost nickte eifrig. „Doch, Belten,“ entgegnete er, „je mehr Sie mich verweichlichen, um so unverständiger bin ich; ich gebe Ihnen mein Wort darauf...“

Belten lächelte. „Gut, daß ich das weiß; ich werde mich mit meinem neuen Regime darauf einrichten,“ erwiderte er. „Was für ein neues Regime?“

„Naturphilosophie und Schneebäder, Kneipp'sche Wassergänge, Pantheismus und spartanische Spiele, Ringkämpfe, Kathedervorträge im Sturm, Kniegüsse und nackte Promenaden im Sonnenschein...“

Jost schaute Belten verwundert an; aber der sah ganz ernst aus. „Alle Medizinern gießen wir künstlich in aus dem Fenster,“ sagte er kopfnickend.

Annemarie schrie auf. Sie war bei einem ledigen Sprunge an einem Dornbusch hängen geblieben und hatte sich ihr Kleid zerrissen. Da kniete Otto vor ihr nieder und steckte den Riß zusammen; die Stednadeln trug er in einem Bestek bei sich. „Eine chirurgische Operation, Durchlaucht,“ meinte er, „halten Sie ganz still...“ Und sie hielt still, sie rührte sich nicht.

„Alle Mann zum Wagen!“ rief Volko und klatschte in die Hände.

Annemarie sah sich ihr Kleid an; so ging es, die Operation war geglückt. Sie sprang an die Seite Oretes, umfaßte sie und flüsterte ihr ins Ohr: „Dat vor dir schon einmal ein Mann gekniet? Es sieht zu komisch aus!...“

7. Kapitel.

Wie einem ernsten Tage ein frohlicher Abend folgt.

„Wie heißt du?“ fragte Volko den Kutscher mit dem Schafsgesicht unter der zu weiten betretenen Mütze, als er die übrigen am Fuße des Hohenbergs abgesetzt hatte. Der Bengel bekam einen Schreck, klappte erst ein paar mal den großen Mund auf, ohne zu sprechen, und erwiderte hierauf ängstlich: „Grumpelt, gnä' Här!...“

„Hör zu, Grumpelt: Du wirst mich nach der Himmelsleiter fahren. Dauert es länger als eine halbe Stunde, dann soll dich das Donnerwetter... bist du früher da, schenk' ich dir einen Taler. Nun los! Aber du fährst hinter dem Park herum und hältst erst einmal bei den Ställen.“

Er winkte den andern einen Abschiedsgruß zu und warf sich mißmutig in die hart gewordenen Polster zurück. Grumpelt aber peitschte gewaltig auf seine mageren Nähren los, so daß sie mit rollenden Schweifen todesmutig davonstürmten und die mageren Planen zitterten.

Die Bewirtschaftung der Herrschaft war immer von einem der Vorwerke aus geführt worden; der Erbauer des Schlosses hatte von dem Spektakeln der Knechte und dem Blüten des Viehs nichts wissen wollen. Nur der Marstall lag in der Nähe: ein weitläufiger Gebäudelomplex, der den Park nach der Ostseite zu abschloß. Hier hielt die Viktoria, und Volko lehnte sich aus dem Fenster. Es herrschte das Schweigen des Todes zwischen den Baulichkeiten. Alle Tore waren verschlossen, über den blinden Fensterscheiben hingen Spinnweben, auf der Winterreitbahn lag ein Storchennest. „Fahr weiter!“ rief Volko dem Kutscher zu. Es ging zwischen den Felbern hindurch, durch ein kleines Birkengehölz, das ehemals der Jasanerie gedient hatte, am Brachsee vorüber

und wiederum durch die Felder. Da regte sich geschäftiges Leben. Noch war die Körnerfrucht nicht vollends eingebracht worden; hie und da schnitt man noch, in langen Reihen standen die Mäher, und die Sensen glitzerten und hoben und senkten sich rhythmisch; es ging flott wie mit der Maschine. An andern Stellen riß schon wieder der Pflug die Stoppeln auf; Mägde verstreuten die Dunghausen, ein seltsam konstruierter Wagen fuhr langsam über das Feld und pulverisierte die Erde mit Thomasaschlacke und Kainit.

Grumpelt wollte sich seinen Taler verdienen; er fuhr forsch weiter. Volko schaute bald rechts, bald links aus dem Wagen. Die Kartoffeln standen hoch; ein fetter Hase tauchte in ihnen auf und sprang schon über den Weg. Dann kam ein Rapfeld und eine ausgedehnte Aleebrache; endlich begannen die Koppeln, aber sie waren unbefest.

Die sogenannte Himmelsleiter war das größte Vorwerk der Herrschaft. Kein Mensch wußte, woher der seltsame Name kam; man sagte, vor langen Zeiten habe sich hier einmal einem alten Schäfer der Traum Jakobs erneuert. Aber das sagte man nur. Ein frommer Gotternegg hatte den Namen verboten und in Brach-Vorwerk umgewandelt; doch als er starb, blieb es wieder bei der Himmelsleiter. Das Vorwerk war ein kleines Dorf, aber es bestand nur aus den Katen der Tagelöhner. In der Mitte lag das Gehöft: das Verwaltungshaus, zugleich das Rentamt, ein großes, schönes, fast herrschaftliches Gebäude, ringsum, in drei Höfe geteilt, lagen die Stallungen, Remisen und Scheunen.

Volko sprang aus dem Wagen. Der kleine Rentmeister kam ihm schon entgegen, dienerte tief und beehrte sich, seiner Durchlaucht seine alleruntertänigste Gratulation zu Höchstereo Verlobung auszusprechen. Die Landschaft hatte ihn eingeseht, als es mit der Zinszahlung für die ritterschaftliche Grundschuld zu hapern begann; er sollte die Finanzverhältnisse wieder in Ordnung bringen. Das tat er auch, er war ein brauchbarer Mann, aber er kaufte sich nur Feinde. Von Volko an und dem Oberinspektor bis hinab zu dem Gänsehirt schimpfte alles auf ihn: einen so unerhörten Knauer hatte die Welt noch nicht gesehen.

Volko trat in die Amtsstube. Er redete sich. „Meine Glieder sind wie zer schlagen,“ sagte er; „lieber Herr Kappstein, hatten Sie denn keinen andern Wagen für mich, als dies Monstrum?“

Der Rentmeister entschuldigte sich. Ja, es wären noch bessere Wagen da, aber sie ständen im Marstall; und man hätte keine Zeit mehr gehabt, dorthin zu schicken.

„Gut,“ sagte Volko; „aber die Pferde! Es sind keine Pferde, es sind zwei uralte Wagen. Ihre Knochen starren, sie sind tuhheißig und spatlahm, alle Gebrechen der Tierarzneischule lassen sich an ihrem Weibe studieren; sind das fürstliche Karossiers?“

Kappstein wagte zu lächeln. „Das schlägt in das Gebiet der Inspektoren, Fürstliche Gnaden,“ antwortete er, „aber die Inspektoren werden erwidern: das ist Kappsteins Werk. Alles Niederträchtige bin ich, Durchlaucht. Ich bin so niederträchtig, daß ich das letzte Halblut verlaufen ließ. Ich ließ die Zucht eingehen, denn es fehlte an Betriebskapital. In meiner Niederträchtigkeit habe ich so viel ersparen können, daß nicht nur die Zinszahlungen pünktlich erfolgen, sondern daß sich auch Ueberschüsse ermöglichen ließen. In meiner Niederträchtigkeit ließ ich von diesen Ueberschüssen, was ich verantworten konnte, an Euer Durchlaucht gehen. Da haben die Inspektoren wieder geschimpft. Ich weiß, auch Fürstliche Gnaden haben geschimpft. Es gibt innerhalb der Grenzen von Gotternegg kein lebendes Wesen, das nicht auf mich schimpfte...“

(Fortsetzung folgt.)

Zur Organisation der Zahngesundheitspflege besonders in den Schulen des Kreises Gießen.

Der Unterzeichnete hat in seiner Eigenschaft als Mitglied des Kreisrates die Aufgabe übernommen, sich im Einverständnis mit dem Schularzt des Kreises Gießen darüber gutachtlich zu äußern, in welcher Weise im Rahmen der Kreisorganisation sozial-hygienische Aufgaben gefördert, u. a. besonders die Zahnpflege der Schulkinder in rationaler Weise ausgebildet werden können. Der letztere Punkt bezieht sich auf einen im Kreisrat schon im Jahre 1913 gestellten und 1914 wiederholten Antrag. Die allgemeinere Fassung der Aufgabe beruht auf der von dem Unterzeichneten im Anschluß an die Berichte des Schularztes bei der gleichen Gelegenheit gegebenen Anregung. Im folgenden greife ich zunächst den auf die Zahnpflege bezüglichen Teil meines Gutachtens heraus.

Bei der Beurteilung der Zahnkrankheiten vom sozial-hygienischen Standpunkt muß man von der physiologischen Bedeutung der Zähne ausgehen, die bei den Menschen fast ausschließlich als Kauwerkzeuge in Betracht kommen, jedoch auch für andere Funktionen, besonders die Sprache, von Bedeutung sind. Ihr Zustand hat eine sehr wesentliche Bedeutung für die ganze Beschaffenheit der Mundhöhle, so daß Krankheiten dieser oft mit Zahnkrankheiten im Zusammenhange stehen. Frühzeitiger Zahnverlust bedingt sehr häufig indirekte Störungen der Verdauung und Ernährung, da der Ersatz auf zahntechnischem Wege nur für einen beschränkten Teil der betroffenen Bevölkerung zugänglich ist und in der Regel einen vollwertigen Ersatz für eigne gute Zähne nicht bieten kann. Die Erhaltung guter Zähne ist daher jedenfalls von sozial-hygienischer Bedeutung, und gerade während des jetzigen Krieges hat sich vielfach Gelegenheit geboten, die Wichtigkeit dieses Punktes zu erkennen. Dabei kommt in Betracht, daß erkrankte Zähne vielfach zum Ausgangspunkte von weiteren Krankheiten, besonders Wurzelaufzählung und Kiefervereiterung werden können, wodurch die Arbeits- und Erwerbsfähigkeit einer großen Zahl von Menschen zeitweise völlig aufgehoben wird.

Gest man von diesen Voraussetzungen aus, daß unter allen Umständen die Erhaltung guter Zähne in den weitesten Kreisen unseres Volkes eine wichtige und gerade zur Beförderung der Kriegstauglichkeit notwendige Aufgabe ist, so fragt es sich, aus welchen Ursachen die außerordentlich häufigen Zahnkrankheiten entspringen und wie diese Ursachen beseitigt oder möglichst eingeschränkt werden können. Auf die Einzelheiten der Behandlung von Zahnkrankheiten und die technische Seite der Sache kann hier nicht eingegangen werden. Die Ursachen der Zahnkrankheiten sind, vom Standpunkt der allgemeinen Ursachenforschung im biologischen Gebiet betrachtet, dreierlei:

1. Endogene, das heißt durch angeborene Anlagen bedingte.
2. Exogene, das heißt durch äußere Schädigungen veranlaßte.
3. Durch ein Zusammenreffen von endogener Anlage mit äußerer Schädigung hervorgerufene.

Angeborene Abnormitäten der Zähne finden sich vielfach in Bezug auf Stellung, Bauart und Strukturbeschaffenheit auf dem Boden hereditärer Verhältnisse oder vererbter Krankheiten. Die Ursachenforschung kommt hierbei häufig auf das Vorhandensein von Infektionskrankheiten, besonders z. B. Syphilis bei den Vorfahren, das heißt wiederum auf Bedingungen, deren Bekämpfung in das Gebiet der Sozial-Hygiene gehört. In vielen Fällen äußert sich die Mangelhaftigkeit der angeborenen Anlage bei den Zähnen nur in einer leichteren Verwundbarkeit der Zahnmasse mit daran sich anschließender Zahnfäulnis (Zahnfäulnis), so daß hier im Sinne von Nr. 3 eine Kombination von inneren und äußeren Ursachen vorliegt. Ich halte es jedoch für zweifellos, daß eine sehr große Zahl von Kindern gesunde Zähne behalten könnte, trotz angeborener Weise nicht sehr guter Zahnanlage, wenn für eine geregelte Zahngesundheitspflege während der Schulzeit unter dem beratenden Einfluß des Schularztes gesorgt würde. Hierfür spricht auch der Umstand, daß eine große Zahl von Kindern mit von Geburt völlig normaler Zahnanlage durch mangelnde Mund-Hygiene schwere Zahnfäulnisse bekommen und frühzeitig ihres ursprünglich normalen Gebisses zum größten Teile beraubt werden. In diesen Fällen handelt es sich im Sinne obiger Einteilung um rein exogene Erkrankungen, die vom sozial-hygienischen Standpunkte durch frühzeitig einsetzende systematische Zahnpflege bekämpft werden müssen. Auch bei dem Zahnverlust im mittleren Lebensalter handelt es sich vielfach um Störungen, die durch rechtzeitige Fürsorge vermieden oder lange Zeit hinausgeschoben werden können. In dieser Beziehung wird zweifellos von vielen Menschen manches Notwendige unterlassen, da sie nicht rechtzeitig zum Zahnarzt gehen und dies erst dann tun, wenn sie Schmerzen oder Eiterung bekommen. Sicher ist, daß die Zahnpflege auch vom sozial-pathologischen Standpunkt aus zeitig, das heißt schon während, soweit als möglich sogar vor der Schulzeit einsetzen muß. Die Kinder, die während der Schulzeit von einem Schularzt in richtiger Weise auf die Bedeutung dieser Dinge hingewiesen und eventl. rechtzeitig in Behandlung gebracht worden sind, werden auch später die gesundheitliche Bedeutung guter Zähne im Auge behalten, ja sogar, wie sich das in anderen Punkten vielfach gezeigt hat, eine bessere Zahnpflege in die Familien hineinbringen.

Es kann also über die allgemeine Notwendigkeit, vom sozial-hygienischen Standpunkt aus für Zahnpflege zu sorgen, kein Zweifel sein; es fragt sich nun, in welcher Weise die Kreisorganisation zur Lösung dieser Aufgabe beitragen kann. Dabei ist zu bemerken, daß 1. in der Stadt Gießen die Zahnpflege der Schulkinder schon durch Bestellung eines besonderen Arztes für diese Zwecke in Angriff genommen worden ist. 2. Daß an der Universität Gießen seit längerer Zeit Verhandlungen wegen Einrichtung eines zahnärztlichen Institutes im Gange gewesen sind. Die Lösung der innerhalb der Kreisorganisation gestellten Aufgabe muß im Zusammenhange mit den unter 1 und 2 genannten Einrichtungen und Bestrebungen gesucht werden. Es läßt sich nämlich eine zahnärztliche Kontrolle und Behandlung der Schulkinder im Kreise Gießen meines Erachtens nur im Zusammenhange mit der Einrichtung eines wenn auch nur ganz bescheidenen zahnärztlichen Institutes in Gießen, am

besten im Zusammenhange mit der schon bestehenden Einrichtung in der Stadt und mit dem für die Universität dringenden notwendigen zahnärztlichen Unterricht lösen. Eine einheitliche Behandlung der ganzen Aufgabe durch den Kreis und die Stadt Gießen, sowie den Staat im Rahmen der Landes-Universität würde allen Seiten gerecht werden, ohne dabei jeden einzelnen der drei Teilnehmer zu sehr zu belasten. Ich muß hierbei besonders auch die außerordentlich ungünstige Lage der Landes-Universität in Bezug auf den zahnärztlichen Unterricht hervorheben, der zurzeit bei Mangel eines Institutes in Folge der Fassung der Prüfungsordnung völlig unmöglich ist. Universität und Stadt Gießen haben also die früher vorhandenen Studenten der Zahnheilkunde seit Jahren völlig verloren, was für beide eine Schädigung bedeutet. Wäre im Zusammenhang mit der Universität ein auch nur einfaches poliklinisches Institut für diesen Zweck vorhanden, so würde die Zahl der Studierenden der Zahnheilkunde nach meiner Schätzung bald auf 50-60 steigen, was nicht nur für die Universität als solche, sondern auch für die Stadt einen beträchtlichen Vorteil bedeuten würde. Es kommt dabei in Betracht, daß auch bei einer sehr einfachen Beschaffenheit des eigentlichen zahnärztlichen Institutes die Studien-Bedingungen für Zahnärzte, infolge des guten Ausbaues der benachbarten medizinischen Fächer in Gießen ebenso viele Vorteile bieten, wie sich solche für das Studium der Veterinäre trotz einer relativ nicht sehr ausgedehnten Beschaffenheit der eigentlichen Veterinär-Medizinischen Institute ergeben haben. Z. B. wird das Vorhandensein einer gut eingerichteten Klinik mit Poliklinik für Ohren-, Nasen- und Kehlkopfkrankheiten die Möglichkeit gewähren, die angehenden Zahnärzte durch besondere Kurse über die Erkrankungen der Mundhöhle und deren Nachbarorgane zu unterrichten. Ebenso ließe sich sicher ein Unterricht über diejenigen inneren Krankheiten organisieren, die für die Beschaffenheit und die Erkrankungen der Zähne indirekt eine Bedeutung haben. Ebenso könnte wahrscheinlich für den Unterricht über den anatomischen Bau und die Entwicklungsgeschichte der Zähne gesorgt werden. — Es handelt sich also darum, die schon jetzt vorhandenen Unterrichtsmöglichkeiten durch eine besondere zahnärztliche Einrichtung zu ergänzen.

Ich möchte daher zur Lösung der gestellten Aufgabe ein Zusammenwirken von Kreis und Stadt Gießen mit dem heftigsten Staat in Verbindung mit den Universitäts-Einrichtungen vorschlagen, das sich vielleicht am einfachsten in folgender Weise gestalten würde:

1. Die Stadt Gießen gibt, innerhalb der bisher schon gemachten Aufwendungen für Zahnpflege der Schulkinder, geeignete Räume mit Installation für Wasser und elektrisches Licht, bestellt wie bisher einen praktischen Zahnarzt für die Zahnpflege der Schulkinder und gibt einen Beitrag zu den Betriebskosten.
2. Der Kreis Gießen zahlt zu diesem Institut einen jährlichen Zuschuß zu den Betriebskosten.
3. Der heftigste Staat richtet, wie dies nach den während meines Rektorates geführten Verhandlungen zu hoffen ist, einen Vertrauensarzt für Zahnheilkunde an der Landes-Universität ein, für den von Seiten der medizinischen Fakultät geeignete Vordräge zu machen wären. Dieser Dozent hätte zugleich die Funktionen eines Schularztes für Zahnpflege für den Kreis Gießen im Einvernehmen mit dem schon vorhandenen Schularzt für den Kreis zu übernehmen. Eventuelle Reisekosten würden von dem Kreis getragen. Es wäre dadurch für den zahnärztlichen Unterricht an der Landes-Universität zugleich ein sehr wichtiges Ambulatorium gewonnen, das mit dem poliklinischen Betriebe an dem Institut leicht in Verbindung gebracht werden kann.

Auf diesem Wege ließe sich durch ein Zusammenwirken der drei Körperschaften eine Einrichtung schaffen, die sowohl für die Erweiterung des Unterrichts, als für die sozialhygienischen Aufgaben im Gebiet der Zahnpflege von großer Bedeutung sein, andererseits durch Vermehrung der Studentenzahl auch einen Vorteil für die Stadt Gießen bieten würde.

Ich möchte daher zunächst vorschlagen, daß die in Betracht kommenden Behörden (Kreis Gießen, Stadt Gießen, Großherzogliches Ministerium und Landes-Universität) je einen Vertreter zu einer gemeinsamen Verhandlung der Angelegenheit bestimmen. Es könnte sich noch darum handeln, ob die ganze Angelegenheit bis zum Schluß des Krieges vertagt werden soll. Ich möchte jedoch gerade auf Grund der Erfahrungen in diesem Krieg, welche die Wichtigkeit der Sozial-Hygiene in allen ihren Teilen verdeutlicht haben, vorschlagen, daß die Angelegenheit bald in Angriff genommen wird, so daß jedenfalls zunächst ein klares Programm aufgestellt werden kann, das entweder schon vor oder bald nach dem Ende des Krieges in Kraft treten könnte."

Das vorstehende Gutachten habe ich der Stadt Gießen zur Kenntnis und Stellungnahme zugehen lassen, und die Stadtverordneten-Versammlung hat darauf einstimmig beschlossen, den Plan von Seiten der Stadt durch Bereithalten von Räumlichkeiten zu fördern. Nachdem nunmehr auch der Kreis Gießen auf Antrag des Herrn Kreisratsmitgliedes Beckmann beschlossen hat, für diese Zwecke 2000 M. in den Voranschlag 1916/17 einzustellen, ist zu hoffen, daß auch der dritte Faktor, nämlich der heftigste Staat, in geeigneter Weise bei der Lösung der gemeinsamen Aufgabe mitwirken wird.

Gef. Medizinalrat Prof. Dr. Sommer.

Hessenkraft.

Zu dem Todesbefehl des deutschen Kronprinzen an das 18. Armeekorps: „Denn wo die Hessen schlagen, da hält kein Franzmann stand!“

Umringt von Panzerfesten,
Geschützt von Stein und Stahl,
Gesiegt mit schweren Mörsern
Und Truppen ohne Zahl,
So droht in diesen Tagen
Verdun in welschem Land,
Doch wo die Hessen schlagen,
Da hält kein Franzmann stand.

Deutsche Haubizen brüllen
Und speien Rot und Tod,
Das Tal der Maas verhallen
Jetzt Rebel blutigrot.
Die Panzerwerke brachen,
Berient in Schutt und Brand,
Denn wo die Hessen schlagen,
Da hält kein Franzmann stand.

Und über Minenfelder
Durch Stachelbraut, Verbau,
Da naht's in langen Wellen
Geipentig, rauch und grau,
Und schäumt in lähmem Wagen
Wis an des Waldes Rand,
Denn wo die Hessen schlagen,
Da hält kein Franzmann stand.

Der Hessen Mut und Treue
Ist allen längst bekannt,
Um ihre Stirn auf's Neue,
Sich Siegeslorbeer wand.
Sei ruhig an diesen Tagen,
Mein teures Vaterland,
Denn wo die Hessen schlagen,
Da hält kein Franzmann stand.
R. Langermann.

Vermischtes.

London im Sturm. Die Londoner werden seit einiger Zeit nicht nur von den Zeppelinen, sondern auch vom Wetter heimgefuht, das einen Krieg mit Wind und Schnee führt, wie man ihn an der Themse seit Jahren nicht erlebte. Ganz außerordentlich aber scheint der letzte Sturm gewesen zu sein, der in der vergangenen Woche über London dahinstraukte. Sämtliche Blätter betonen, daß man sich in England kaum einer ähnlichen Wetterkatastrophe zu entsinnen vermöge. Besonders arg wurden die von den reicheren Klassen bewohnten Straßen des Westend mitgenommen. In der belebten, geschäftsreichen Regentstreet wurden zahlreiche Leute buchstäblich von der Gewalt des Sturmes zu Boden geschleudert. Die Windstärke nahm bei Sonnenuntergang noch zu, und in den Abendstunden wütete ein wahrer Orkan. Bäume wurden umgeworfen, Parkgitter aus dem Boden gerissen, Radfahrer und leichte Gefährte vermochten nicht mehr vorwärts zu kommen. In der verkehrsreichen Kensington Road wurde ein hoher Baumstamm quer über die Straße geschleudert, und während zwei Stunden war der Wagenverkehr gesperrt. Selbst die schweren Autobusse wurden hin und her geschleudert. Zwischendurch fiel Schnee, so daß es unmöglich war, garabens zu blicken. Schaufenster wurden eingedrückt und eine große Zahl der Beleuchtungskörper in der City wurde zerstört. Zahlreiche Unfälle mit tödlichem Ausgang und die verschiedenartigsten Verletzungen wurden der Polizei gemeldet. Auf vielen Häusern stürzten die Kamine ein. Am nächsten Morgen waren ganze Stadtteile von London mehr oder weniger mit Trümmern bedeckt. Die Stürme in England, die sich in letzter Zeit mit außerordentlicher Heftigkeit und ungewöhnlich starkem Schneetreiben wiederholten, bilden auch für die britische Landwirtschaft den Gegenstand zunehmender Sorge. Bei dem großen Mangel an Arbeitskräften fürchtet man eine Katastrophe für den englischen Ackerbau, deren Bedeutung durch die Höhe der Einfuhrfrachtraten noch bedeutend gesteigert wird.

Wie eine Ordonnanz instruiert wird. Ein Kapitänleutnant, Kommandant eines Kanonenbootes, berichtet, daß er einmal das folgende Gespräch, das dicht vor seiner Kabine für geflüstert wurde, mit angehört habe. Seine bisherige Ordonnanz unterweist den zu ihrer Ablösung kommandierten Matrosen über seine Obliegenheiten: „De Sacl is just nich gefährlich, paß up — he ward mi glickeß ropen: Ordonnanz! Denn gehst du herin und leggst: Ich melde mir zur Stelle! Denn segst he: Nissen Sie mir mal meinen Burschen! Zu Befehl! leggst du, magst fort kehrt un marschierst wedder af. Wenn du denn so en gode Lid lang hir buten vor de Bühr sämst heft, denn geist du wedder herin un fraast: Ich melde, daß er narrens (niemands) zu finden ist! Denn

kurzt he über den Burschen, so di äwers seggt he: Ich danke Ihnen. Un denn geist du ganz vergnügt wedder af. Süh, — dat is dat ganze!“

Büchertisch.

„Der Wille zum Sieg.“ Schauspiel in drei Akten von Jakob Lind. Verlegt bei W. Härtel & Co. Nachl. in Leipzig. — Das historische Drama scheint einer neuen dynamischen Verschiebung zu unterliegen. Das Heldendrama eines Fitzer, Vultthaupt, Wilbrandt wurde abgelöst von dem Historiendrama des Naturalismus, das den Helden in die Masse zurückdrängte (Hauptmanns „Florian Geyer“). In der folgenden Entwicklung bildete die Historie nur den stimmungsvollen Hintergrund, auf den seelische Zerrissenheiten projiziert wurden (Maeterlinck, Ernst Hart) und jetzt scheint sich der Kreis wieder dahin zu schließen, daß der Held und sein Gegenüber die Träger einer Weltanschauung werden. Ein typisches Beispiel hierfür ist das neueste Schauspiel von Jakob Lind „Der Wille zum Sieg“. In diesem dramatisch ungeheurer lebendigen Werk, das in mancher Hinsicht an Victor Hugos Cromwell gemahnt, steht der Hohenstaufenkaiser Friedrich II. als Vertreter der in einer starken Persönlichkeit gipfelnden Monarchie. In seiner Hand sind die widerstreitenden Reichsglieder geeinigt, und um dieser Einheit einen festen Rückhalt zu verleihen, schafft er mit seinem Kanzler Peter von Binea das Gesetz der Hohenstaufen. Das Gesetz muß hart sein und erheischt Härte in seiner Ausführung. Unter den Unbotmäßigen schürt die päpstliche Macht, die den verirrten Traum der Hohenstaufen zu nichte machen möchte. Als Weltanschauung steht aber noch eine andere Macht gegen den Kaiser auf: die gottergebene Entfagung, die Loslösung von Besitz und Gesetz, die aus der pantheistischen Gotteslehre des rührenden Heiligen Franz von Assisi hergeleitet wurde. Der Schöpfer des Hohenstaufen-Rechtes, Peter von Binea, wendet sich als Exster von ihm ab und tritt an die Spitze der ihm gegensätzlichen Bewegung, um ein Reich Gottes auf der Erde zu errichten, dessen Statthalter er sein will. Alles fällt vom Kaiser ab, der nur mehr einen Narren und einen selbsthätigen Krieger zu seinem Gefolge zählt. Aber ihm lebt ein Hohenstaufenproß, Manfred, dessen Zukunft gesichert werden muß. Der Wille zum Sieg reiht den verlassenen Kaiser wieder empor, und seine gewaltige Persönlichkeit führt ihn zum Sieg. Mit dieser apologetischen Verherrlichung der Monarchie greift das Werk in unsere Zeit über, die wiederum diese Staatsform als die gesündeste und stärkste erwiesen hat. Spricht aus dem Schauspiel auch noch kein ausgezeichneter Dichter, so ist es doch eine starke Verprechung. Ein edler, sittlicher Gehalt und die ungeheure Fülle dramatischen Lebens, die allerdings einen ziemlich Apparat beansprucht, werden dem Werke eine gute Bühnenwirksamkeit sichern. Eine weise Regie der Massen wird allerdings erforderlich sein, damit die schärfer charakterisierten Personen von ihr nicht verflungen werden. Unter den mit wenig Mitteln klar gezeichneten Gestalten nimmt ein Narr eine Sonderstellung ein. Diese neue Variante des Narren ist vielleicht die bedeutungsvollste Neuschöpfung dieses Werkes, in dem sich der Willen zum Sieg einer starken dramatischen Begabung kundgibt.

Friedrich Nietzsche. Also sprach Zarathustra. Kriegsausgabe. Alfred Kröners Verlag. Preis geheftet 2 M., gebunden 3 M. Wie dringend das Bedürfnis nach einer Kriegsausgabe von Nietzsches „Also sprach Zarathustra“ war, läßt sich durch die statistisch festgelegte Tatsache beweisen, daß die bei Kriegsausbruch ins Feld ziehenden neben dem Testamente und Kauf dieses Werks am häufigsten mitführten. Es gibt wohl kein Buch, das in gleicher Weise verlesen ist, die Seele des Mannes zum Kampfe zu stärken, und man wird vielen da draußen keinen besseren Dienst erweisen können, als wenn man ihnen Nietzsches Hammerphilosophie in die Hand gibt. Die Kriegsausgabe, 120. — 130. Tafeln, der bekannten Taschenausgabe ist in blaue steife Pappe gebunden und stellt ein ebenso handliches, wie vornehm wirkendes Bändchen dar. Eingeleitet ist sie durch Nietzsche-Worte für Krieg und Frieden, kraftvolle Worte, von denen wir eines anführen wollen: Ehrwürdig und heilbringend wird der Deutsche erst dann den anderen Nationen erscheinen, wenn er gezeigt hat, daß er furchtbar ist und es doch durch Anspannung seiner höchsten und edelsten Kunst- und Kulturkräfte vergessen machen will, daß er furchtbar war.

Scherzrätsel.

Süh war mein Liebchen mit „b“, da hatt' ich einmal nich verschrieben, Mall' in der Eile ein „l“ brt' wie das garstig jezt schmeckt.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätselsprungs in voriger Nummer:

Ein schönes Alter ist des Lebens Krone;
Nur denn, der sie verdient, wird sie zum Lohne!
Wer lange trug des Daseins schwere Bürde
Und alt sein Haupt noch aufrecht hält mit Würde,
Gibt dadurch Zeugnis, daß er seinem Leben
Von Jugend auf den rechten Halt gegeben.

Bodenstedt.